

VERONIKA PETERS  
Die Liebe in Grenzen



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Katia Werner ist rebellisch und unangepasst und hat eine entsprechend bewegte Jugend hinter sich. Doch jetzt, Mitte zwanzig, spürt sie, dass sie ihrem Leben allmählich eine Richtung geben muss. Auf eine Zeitungsannonce hin bewirbt sie sich als Betreuerin in einem psychiatrischen Sanatorium, nicht weit entfernt von ihrem Wohnort in der hessischen Provinz, und findet einen wahrhaft außergewöhnlichen Ort: In der »Goldbachmühle« leben Menschen, die ihr Zusammensein jenseits aller Konventionen eingerichtet haben. Bald entwickeln sich Freundschaften, die weit über das Dienstliche hinausgehen, vor allem zu Konrad, einem der Bewohner, dessen schillerndes Wesen Katia ebenso fasziniert wie verstört. Als ihr bewusst wird, dass sie dabei ist, mit ihm eine Grenze zu überschreiten, ist es längst zu spät – und in den Rätseln, die Konrad ihr aufgibt, werden all ihre Gewissheiten zu offenen Fragen.

Weitere Informationen zu Veronika Peters  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.


Veronika Peters

---

Die Liebe  
in Grenzen

Roman

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Januar 2015

Copyright © der Originalausgabe 2013

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München

Umschlagmotiv: Joao Canziani, The Image Bank / getty images

AG · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-48149-1

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Norbert Hentschel*



*Ich bin nicht, was ihr aus mir macht;  
was ihr aus mir macht, bestätigt mir nur,  
dass ich nicht bin,  
was ihr wollt.*

G.-A. GOLDSCHMIDT

*There is a crack in everything  
That's how the light gets in*

LEONHARD COHEN





# 1

## Das erste Zeichen

Mit der vom Regen durchweichten Brötchentüte in der Hand stehe ich bei der Rückkehr vom Bäcker im Hausflur, schaue auf den Briefkasten und denke, dass es keinen Sinn hat, ihn zu öffnen, weil montags nie etwas drin ist.

Als ob ich einen Montag bräuchte, um keine Post zu bekommen. Zurzeit ist der Kasten fast immer leer: Für neue Bewerbungen, auf die hin zumindest mit mehr oder weniger freundlichen Absagen zu rechnen wäre, hat mir bislang noch die Kraft gefehlt. Und der einzige Mensch, der altmodisch genug ist, mir Briefe zu schreiben, mein Vater, hat sich erst gestern bereit erklärt, mir trotz meiner inzwischen vierundzwanzig Jahre und einer knapp am Abschluss vorbeige-rauschten Berufsausbildung weiterhin das zu finanzieren, was er »eine Orientierungsphase« nennt, telefonisch, auf der Mailbox. Vielleicht hätte ich ihm, als er mir noch geschrieben hat, ab und zu antworten sollen, statt vormittags, wenn er in der Schule unterrichtet, ein paar geschäftsmäßige Sätze aufs Band zu sprechen und das Telefon klingeln zu lassen, wenn er abends zurückrief. Tochterliebe geht anders. Aber ich bin gegenwärtig die Letzte, die Aussagen darüber wagen sollte, wie Liebe geht, egal in welcher Form. Nicht, dass ich früher Wesentliches dazu hätte beitragen können, aber nach dem, was in diesem Jahr passiert ist, sind Zweifel an meiner Kompetenz in Beziehungsfragen mehr als angebracht.

Auch nach drei Monaten Rückzug will ich mit niemandem reden. Mein einsamer Vater hat das nicht verdient, aber sich darüber zu beschweren, ist nicht seine Art. Wahrscheinlich denkt er, seine Briefe sind mir lästig, und hat deswegen das Schreiben eingestellt, nicht weil er gekränkt ist. Gestern auf dem Band klang er jedenfalls wie immer, und auf seine pünktlichen Überweisungen kann ich zählen. Das verschafft mir Zeit.

Auf einmal merke ich, dass ich es tatsächlich schade finde, keine gefütterten Umschläge mehr zu bekommen, mit drei oder vier zusammengefalteten Bogen Büttenpapier darin, auf denen Papa in seiner krakeligen Akademikerhandschrift von besonderen Leseerlebnissen berichtet, von wiederentdeckten Jazzplatten, empfehlenswerten Filmen, Ausstellungen, Zeitungsartikeln, von allem Möglichen, das er mir ans Herz legen will, nur nicht davon, dass er abends allein in Berlin sitzt und darauf wartet, dass ich ihm schreibe oder ihn besuche, um ihm zu erklären, was genau in den vergangenen Monaten passiert ist und was ich jetzt zu tun gedenke, nach meinem Weggang aus Lennau, aus der oberhessischen Provinz. Vielleicht bin ich ihm doch ähnlicher, als ich es wahrhaben will, und vielleicht beschwert sich meine einzige und beste Freundin nicht ganz grundlos, wir seien beide »Kommunikationskrüppel – einer so unfähig, aus sich herauszugehen, wie die andere«.

Aber auch Manu wird mir keinen Brief aus ihrem »Arbeitslager« schicken. Sie benutzt Papier nur im Notfall, ist rund um die Uhr mit Stimmübungen, Gesangsproben und der Abwehr liebeskranker Kollegen beschäftigt, und wenn sie einmal Zeit hat, an mich zu denken, verbringt sie die garantiert damit, sich über meine ausgebliebenen Antworten auf zwei Anrufe und fünf E-Mails allein in einer Woche aufzuregen. Die letzte

Nachricht an mich endete mit der Schlussbemerkung: »Katia, du kannst mich mal!«

Wegen Manu mache ich mir aber nicht ernsthaft Sorgen, sie kennt mich lange genug und kriegt sich immer wieder ein, egal wie wütend sie auf mich ist.

Trotzdem: Es könnte langsam Zeit werden, dass ich aus der Versenkung auftauche und ins wirkliche Leben zurückkehre, bevor auch noch die elektronischen Postfächer leer bleiben.

Die nassen Hosenbeine kleben an meinen Waden, ich sollte trockene Kleider anziehen, Frühstück machen, nicht sinn- und planlos in einem zugigen Hamburger Treppenhaus herumstehen und einen Briefkasten anstarren, der nicht einmal mein eigener ist. Mein Name steht zwar auch darauf, aber mit Bleistift, schnell zu entfernen, wenn es so weit ist.

Weil man aber nie wissen kann, stecke ich den Briefkastenschlüssel ins Schloss wie all die Tage zuvor. Manu würde das jetzt wieder als Indiz werten für einen unterdrückten Wunsch meinerseits, aus der selbst gewählten Isolation gerissen zu werden, und wie jedes Mal würde ich ihr daraufhin verbieten, mir mit ihrer Küchenpsychologie auf die Nerven zu gehen. Es ist sowieso Quatsch: Ich bin im Grunde gern allein, bin es immer gewesen. Schon als Kind habe ich mich lieber in meinem Zimmer oder hinter der Ligusterhecke im Garten versteckt, mich in ein Buch gestürzt, den Rest der Welt um mich herum ausgelöscht, als mit anderen herumzutoben. Die Erwachsenen haben sich Sorgen gemacht über das Mädchen, das Nils Holgersson, Robinson Crusoe oder Michel aus Lönneberga seine Freunde nannte und nicht die Jungen und Mädchen aus der Nachbarschaft. Ich aber war völlig zufrieden in meiner Geschichtenwelt, dichtete mir das Gelesene weiter

oder noch besser gleich ganz um, lag im Gras, das ich mal in wildes Buschland, mal in den Ozean verwandelte, schaute den sich im Rhythmus meiner Geschichten verformenden Wolken zu, ließ Nils seine Rückkehr verweigern, damit er noch einmal mit den Gänsen davonfliegen konnte, und sorgte dafür, dass das Schiff ohne Robinson an Bord wieder von der Insel ablegte, weil ich selbst demnächst dort anlanden würde.

Die Briefkastenklappe klemmt, mit einem Ruck springt sie schließlich doch auf. Was ich vorfinde, ist ein Prospekt vom örtlichen Supermarkt: »Angebot der Woche«: Rollbraten, Fleischwurst, Premium Pils, der Kasten für 8,99 Euro. Ich werde ihn der Sozialpädagogin aus dem ersten Stock in die Klappe stopfen, die jedes Mal Ärger macht, wenn ihr selbst gebastelter Aufkleber ignoriert wird: »KEINE WERBUNG! Außer IKEA!«, in Pink, natürlich, direkt unter dem »Free Tibet«- und dem »Amnesty«-Sticker, aber sich strikt weigert, Päckchen für abwesende Hausbewohner entgegenzunehmen. Die stapeln sich dann bei mir, wenn ich denn die Wohnung, die ich dank Manus stipendienbedingter Abwesenheit momentan nutze, als »bei mir« bezeichnen darf.

Als ich das bunte Faltblatt herausnehme, fällt mir eine Ansichtskarte entgegen. Ich hätte gewettet, dass niemand, den ich kenne, noch Postkarten verschickt. Ich drehe die Karte um, ohne genauer das Foto zu betrachten, und mir stockt der Atem: Links oben in der Ecke steht gedruckt »Jardin du Luxembourg«, mit Kugelschreiber unterstrichen, eine leicht schlingernde Linie, die am Ende dünn ausläuft. Ansonsten nur mein Name und die Adresse, nicht ein weiteres Wort, keiner der gewöhnlichen Postkartensätze wie »Am Nachmittag werde ich den Eiffelturm besteigen«, oder »Ich denke an dich«, we-

der eine von den üblichen Grußformeln noch eine lustige Urlaubskritzelei mit Sonnenuntergang oder Grinsegesicht, nur ein leeres weißes Textfeld. Ich weiß so genau, wer mir diese Leere schickt.

Auf der Bildseite ist eine Parkszene, früh am Morgen aufgenommen: Aufsteigender Dunst, kurz vorher muss es geregnet haben. Unter hohen Kastanien, deren Laub sich schon herbstlich färbt, stehen an die fünfzig Gartenstühle, scheinbar wahllos abgestellt oder wie auf halbem Weg vergessen. Die Sitzflächen spiegeln eine schwache Morgensonne, im Vordergrund eine alte Bank, quer zum Betrachter an einen der Bäume gelehnt. In dem stillen Durcheinander ringsum sieht sie einladend aus. Keine Menschen, keine Tiere, keine Touristenattraktionen, nur abtropfendes Parkmobilier und alte Bäume.

Ich drehe die Karte erneut um: »Jardin du Luxembourg«. Der, der sie mir hat zukommen lassen, weiß, dass dieser Hinweis genügt, um eine Schublade zu öffnen, die sonst verschlossen ist. Ich kann es hören, sehen, sogar riechen.

Da ist die Szene, wie mein Vater am letzten Tag, an dem wir noch das waren, was er wider besseres Wissen »eine fröhliche Kleinfamilie« nannte, das Gedicht am Frühstückstisch vortrug, die Hand am Marmeladenglas:

*Mit einem Dach und seinem Schatten dreht  
sich eine kleine Weile der Bestand  
von bunten Pferden ...*

Und das rote klebrige Glas zog dabei vor meiner Nase Kreise, während er von dem Dichter erzählte, der einen Bildhauer in Paris besuchte und endlos durch die Straßen lief, um Worte zu finden. Ich ignorierte die mütterliche Ermahnung, dass

wir beide, mein Vater und ich, zu spät zur Schule kämen, und stellte mir den Dichter vor, wie er mit Block und Stift durch eine Stadt schlenderte, von der ich damals dachte, sie sei von meinem Vater eigens für mich erfunden worden, mit all den Boulevards und Cafés, den alten Bücherständen am Fluss und nicht zuletzt dem Karussell im Park, vor dem der Poet stehen blieb und sein Gedicht schrieb.

*... von bunten Pferden, alle aus dem Land,  
das lange zögert, eh es untergeht ...*

»Schluss jetzt!«, unterbrach uns die Mutter, küsste mich beim Abschied auf den Scheitel, länger als sonst, vielleicht scheint mir das aber auch nur im Nachhinein so. Die Fingerspitzen hatte sie dabei leicht auf meine Schultern gelegt, als hätte sie Sorge, ich könnte darunter zerplatzen. Den Vater ließ sie ungeküsst.

»Macht schnell, es ist höchste Zeit!« Dabei konnte unsere Pünktlichkeit oder Unpünktlichkeit sie zu diesem Zeitpunkt kaum noch interessiert haben. In Gedanken muss sie schon beim Kofferpacken gewesen sein, um uns bei unserer Rückkehr mit ihrer Abwesenheit und einem Zettel am Kühlschrank zu überraschen: »Wenn ich nicht fortgehe, werde ich ewig bereuen, es nicht wenigstens versucht zu haben.«

Die Erdbeermarmelade stand abends noch offen auf dem Tisch. Die ganze Küche roch danach, und Papa antwortete auf meine Frage, wann die Mutter denn zurückkäme, mit einem Kopfschütteln. »Du kannst eines von Nachbars Katzenjungen haben«, sagte er leise und begann die Reste unseres letzten Familienfrühstücks wegzuräumen.

Ich verstand, was ich nicht verstehen konnte, und freu-

te mich trotzdem auf die Katze, während ich gleichzeitig geräuschlos zu weinen versuchte, um Papa nicht noch trauriger zu machen.

Nach zwei Wochen rief sie das erste Mal an, wollte mich sprechen, aber ich drückte das Kätzchen an mich und drehte dem Telefon den Rücken zu. Mein Vater weigerte sich, mich zu zwingen, sagte ruhig, aber bestimmt: »Lass ihr Zeit!«, und: »Nein, das werde ich mit Sicherheit nicht tun!« Dann legte er den Hörer auf, während ich meine Mutter noch darin reden hörte. Diese Härte passte so wenig zu ihm, dass ich Angst bekam. Ich kann nicht genau sagen, aus welchem Grund, aber wir sprachen nie wieder über sie. Vielleicht, weil jeder von uns auf seine Weise zu sehr damit beschäftigt war, ein Verschwinden, das nicht wahr sein durfte, im Alleingang zu überleben.

»Du warst noch ein Kind, er hätte dich mit deinem Verlust nicht dir selbst überlassen dürfen!«, hat Manu einmal gesagt.

Ich habe widersprochen: »Er war wahrscheinlich gelähmt durch seinen eigenen Kummer, und er hat nie viel vom Reden über Probleme gehalten, das stimmt. Aber er war für mich da, und auf seine Art hat er weiteres Unheil von mir ferngehalten, so gut er eben konnte.«

Dass er mich trotz Anraten des Schulpsychologen auch nicht zum Therapeuten schicken wollte, als ich mit elf Jahren anfang, in der Schule zu randalieren, habe ich Manu nicht erzählt, sie hätte es nur gegen ihn verwendet. Aber mein Vater hat letztlich verhindert, dass man mich zum »Sorgenkind« stempelte.

*... und kreist und dreht sich nur und hat kein Ziel ...*

Eine simple Postkarte, ein kleiner Hinweis, und gleich spult sich in meinem Kopf viel mehr ab als die Zeilen eines Ge-

dichts. Es gibt nur einen, der das so leicht bei mir auslösen kann. Und es kommt auch nicht Papas bedächtiger Pfeifenraucher-Bass angeweht, sondern diese andere Stimme, lauter, schneller, heftiger, die Stimme von dem, den ich seit drei Monaten zu vergessen versuche, der von diesem letzten Familienfrühstück weiß und vom Karussell-Gedicht, weil ich es ihm – und nur ihm – mit sämtlichen Einzelheiten erzählt habe. Als ich mit meiner Geschichte fertig war, unsicher auf seine Reaktion wartend, weil ich es nicht gewohnt war, sie vor jemand anders derart auszubreiten, hatte er einen Gedichtband aus seinem Regal geholt, ihn gezielt aufgeschlagen und mir Rilkes »Das Karussell« vorgelesen, an einem Sonntagmorgen, gar nicht so lange und doch eine Ewigkeit her, seine nackten Knie waren unter dem Buchdeckel angewinkelt, während mir eine erste Ahnung davon kam, dass wir eine Grenze zu viel überschritten hatten.

Sein überspannter Tenor mit scharfer norddeutscher Artikulation dringt jetzt wieder in mein Hirn, breitet sich dort aus, noch bevor ich Zeit finden kann, geeignete Selbstschutzmaßnahmen zu ergreifen:

*Und hält sich mit der kleinen heißen Hand,  
dieweil der Löwe Zähne zeigt und Zunge ...*

Auch das hat er an sich gezogen, sich einverleibt, denn seine Stimme hat die Zeilen mit neuen Klängen überspielt, den Erdbeergeruch daraus vertrieben, das Bild des traurigen Mannes vor dem Kühlschrank ebenfalls, sogar dieses Vermissen, dem ich keinen Namen zu geben bereit gewesen war, um es im Zaum zu halten, hatte er kurzfristig verscheucht, beiseitegeschoben mit seiner alles andere verdrängenden Anwesenheit.



Das war gut gewesen. Und schmerzhaft. Aber gut.

Jetzt, hier vor mir, unverwechselbar seine Schrift: Den Unterschwing beim großen K in der Adresszeile würde ich immer und überall sofort erkennen. Mit dem gleichen schräg nach hinten wegkippenden Buchstaben hat er all die Zettel unterschrieben, die er mir zugespielt hat, nur dass hier auf der Karte die restlichen Buchstaben meines Vornamens angefügt sind statt dieses Kringels hinter seinem K, der mich zuerst an eine Comic-Sprechblase erinnert hatte.

»Einfach normal unterschreiben geht nicht?«, habe ich ihn einmal gefragt, als ich mich über eine allzu kryptische Botschaft von ihm geärgert hatte, und seine Antwort war:

»Die meisten Leute übersehen die Zeichen, die in ihrem Leben ausgestreut sind, aber uns, die wir bereit sind, sie zu lesen, zeigen sie, wenn etwas eigen- oder einzigartig ist.«

»Hä?«

»Was glaubst du, könnten wir beide sein: eigen oder einzig oder beides?«

Ich sah in sein schönes Gesicht, und weil ich mir nicht sicher war, ob ich mich über dieses »Wir« freuen oder es von mir wissen wollte, behauptete ich:

»Ich hab nicht die allergeringste Ahnung, wovon du redest!«

»Verständigung auf dem verschlüsselten Weg, das Zeichen nur für uns zwei lesbar, was ist daran nicht zu verstehen?«, fragte er.

»Mit mir musst du Klartext sprechen«, sagte ich und meinte das auch so.

»Das K ist *unser beider* Buchstabe, schicksalshaft gefügt, einer wurde für den anderen damit markiert, wenn wir es nur zulassen. Der Kreis ist nicht nur ein Sinnbild für die ideale Ordnung, er kann in unserem Fall auch stehen für ...«

»Du bist ja verrückt«, habe ich ihn unterbrochen, weil ich mich dem, was womöglich folgen würde, nicht gewachsen sah.

Er hat mir grinsend entgegnet: »Ja, was denkst du, weshalb ich hier bin?«

Spaltungskonzept, Schwarz-Weiß-Weltsicht, heftige Affekte, professionelle Distanz, bla bla bla ... Ich habe das alles gewusst, die Fachbegriffe in Lehrbüchern nachgeschlagen, es musste mich niemand über bestimmte Symptome und ihre Wirkung auf das Umfeld aufklären, unabhängig davon, ob seine Diagnose nun richtig oder falsch gewesen war.

»Gift«, hat Manu letzten Sommer gewettert, »der Typ ist pures Gift für dich!«

Damals habe ich mit den Schultern gezuckt und gesagt: »Kann sein.«

Zu diesem Zeitpunkt war mir das auch tatsächlich egal.

Niemand außer ihm hat je ein Gedicht für mich auswendig gelernt, es später vor allen Leuten über den Jahrmarkt gebrüllt, nur um einen Anflug von Trauer zu vertreiben:

*... und manches Mal ein Lächeln hergewendet ...*

Er schaute zu mir herüber, strahlte wie von allem losgelöst, und ich liebte für die Dauer eines Schlagers bedingungslos und angstfrei: Den Mann oder das Bild, das er abgab, das war nicht so wichtig, aber es hat ihn unwiderruflich gegeben, diesen Moment, in dem ich nichts hinterfragt, meinem Glück einmal nicht sofort wieder misstraut habe, mich in der Gewissheit sonnen durfte, von diesem einen Menschen dort drüben auf dem Karussell gemeint und gewollt zu sein. Ich kann ihn auflachen hören, kann ihn sehen, wie er Runde um Runde dreht, die viel zu langen Beine affenartig um den Schim-

mel aus lackiertem Holz gefaltet, die Strophen für mich deklamierend, während die Mütter besorgt ihre Kleinen vom Karussell wegzerren und mir der letzte Rest Traurigkeit von der Haut wehte.

*... und verschwendet  
an dieses atemlose blinde Spiel ...*

»Lass uns spielen«, hat er dann später zu mir gesagt, »lass uns doch einfach ein bisschen spielen und schauen, ob uns das Spiel gefällt.«

Aber zum Spielen fühlte ich mich auf Dauer ungeeignet, und die Leichtigkeit bekam wieder bleierne Füße.

»Wer spielen will, riskiert, die Kontrolle zu verlieren«, habe ich gesagt, und er hat auf diese eigenartige Weise gelächelt, von der ich nie ganz zu sagen wusste, ob sie mehr aus Spott oder aus Mitleid oder aus Zuwendung bestand.

»Ich mag es nicht, wenn du mich so ansiehst, hörst du?«

»Wie bitte?« Der Rentner aus unserem Stockwerk ist zur Haustür hereingekommen, ohne dass ich ihn bemerkt habe, und schaut mich fragend an.

»Nichts. Ich habe nur laut gedacht.«

»Ach so. Dann schönen Tag noch«, brummt er und steigt die Treppe hinauf.

Ich schaue ihm nach, höre seine schlurfenden Schritte jeden Treppenabsatz unter Mühen erklimmen, dann, wie er oben den Schlüssel ins Schloss steckt und die Wohnungstür hinter sich zuschlägt.

Die Briefkastenklappe steht noch immer offen, da ist diese Karte in meiner Hand, da sind wieder Bilder und Klänge in

meinem Kopf, die eine Weile hinter Schloss und Riegel waren, und ich frage mich, was ich jetzt damit anfangen soll. Wieder einsperren? Mehr als tausend Kilometer und drei Monate Sprachlosigkeit liegen zwischen mir und dem Absender, und dies könnte genauso gut nur eine wortlose Ansichtskarte sein. Um eine direkte Reaktion meinerseits zu bekommen, hätte er mindestens eine Adresse angeben müssen. Da ist aber keine. Alles kann also offen bleiben, wenn ich es will. Für so viel überraschende Rücksicht sollte ich fast schon dankbar sein.

Er wäre aber nicht er, wenn er nicht trotzdem auch genau dies beabsichtigt hätte: Ein stummer Gruß aus Paris, ein einziger Kuli-Strich, und schon wird ein Gedicht aufgeweckt und mit ihm die Erinnerung an einen Morgen, der lange her ist, und an einen weiteren, der kaum vergangen, an eine nicht zum Ziel geführte Reise – es ist alles wieder da, als wäre es eben erst gewesen. Dafür hat er nicht einmal ein persönliches Wort benötigt.

Montagsmorgen und ich in nassen Klamotten, das passt so gut dazu, als wäre sogar das eigens von ihm inszeniert worden.

*... ein böser roter Löwe geht mit ihnen ...*

Ich nehme die Karte mit in die Wohnung und stelle sie gegen eine leere Kaffeetasse auf den Küchentisch. Ein Eierbecher spiegelt sich im Hochglanzbild: Der menschenleere Jardin du Luxembourg im frühherbstlichen Morgenlicht, das Foto tausendfach reproduziert, vielleicht aus einem Ständer an der Rue Bonaparte gezogen, frankiert, adressiert, grußlos und doch mit ausreichend Information für mich abgeschickt.

Er ist auf dem Weg. Zu mir hin oder weiter von mir weg, das wird sich herausstellen.

Er spielt wieder.

*... und dann und wann ein weißer Elefant ...*

Dass sein erstes Lebenszeichen genau zu Beginn des Winters bei mir eintrifft, muss nichts heißen. Aber es ist nicht auszuschließen, dass er auch das bedacht haben könnte.

Dieser durchgeknallte Irre!

Es geht ihm gut.

Mehr brauche ich eigentlich nicht zu wissen.

Ich werde abwarten.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Veronika Peters

## **Die Liebe in Grenzen**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48149-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2014

Eine junge Frau, ein wundersamer Ort und eine Liebe, die ihren ganz eigenen Gesetzen folgt.

Bisher hat Katia Werner ein unstetes Leben geführt. Doch mit Mitte zwanzig wird ihr bewusst, dass sie eine Aufgabe sucht, und sie bewirbt sich als Betreuerin in einer psychiatrischen Wohngemeinschaft. Vom ersten Moment an spürt sie, dass sie auf einen ganz besonderen Ort gestoßen ist, und die alte Villa in dem verwunschenen Garten übt eine merkwürdige Faszination auf sie aus. Sie nimmt die Stelle an – und ahnt nicht, welche Herausforderung ihr bevorsteht. Denn dort trifft sie Konrad, einen ebenso schillernden wie rätselhaften Mann, mit dem sie an ihre äußerste Grenze gehen wird.



[Der Titel im Katalog](#)